

ROBYN YOUNG
Die Blutritter

Buch

1274 nach Christus: Die Festungsstadt Akkon ist eine der letzten Bastionen der Christenheit im Heiligen Land. Inmitten dieser wirren Zeiten voller Intrigen, geheimer Abmachungen und undurchsichtiger Bündnisse steht der junge Will Campbell. Als Tempelritter wurde er ausgebildet, um gegen den Feind in die Schlacht zu ziehen, doch als Mitglied einer geheimen Gruppe innerhalb des Ordens, der sogenannten »Bruderschaft«, ist er auch ein Mann des Friedens. Nach Jahren des Blutvergießens hat die Bruderschaft dazu beigetragen, einen Waffenstillstand auszuhandeln. Aber die Ruhe ist trügerisch, hat doch König Edward dem Papst einen neuen Kreuzzug versprochen.

Zur gleichen Zeit muss in Ägypten Sultan Baybars um seine Herrschaft fürchten. Während er das Mongolische Reich zu erobern gedenkt, ist sein Sohn und Nachfolger verwickelt in die gefährlichen Pläne des heimtückischen Wahrsagers Khadir, der zum endgültigen Schlag gegen die Christenheit ansetzt.

Als neue Auseinandersetzungen sich immer mehr abzuzeichnen beginnen, ist Will hin- und hergerissen zwischen seinem Eid als Templer, seiner verborgenen Rolle in der Bruderschaft – und seinen Gefühlen für Elwen, der Frau, die er liebt, aber nicht heiraten darf ...

Autorin

Mit ihrem Debüt *Die Blutschrift* gelang der Britin Robyn Young in Großbritannien und den USA ein großartiger Durchbruch, der sie auf die Bestsellerlisten schnellen ließ. Geboren 1975 in Oxford, begann sie schon früh, Gedichte und Kurzgeschichten zu schreiben. Aber erst während eines Seminars in Kreativem Schreiben, fand sie den Mut, ihre Ideen zu *Die Blutschrift* zu Papier zu bringen. Heute lebt Robyn Young in Brighton und wenn sie nicht gerade an einer historischen Trilogie schreibt, unterrichtet sie Creative Writing an verschiedenen Colleges.

Bei Blanvalet von Robyn Young außerdem bereits erschienen:

Die Blutschrift (38360) · Die Blutsfeinde (36659)
Rebell der Krone (37246) · Krieger des Friedens (37247)

ROBYN YOUNG

Die Blutritter

Historischer Roman

Aus dem Englischen von Nina Bader

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2007
unter dem Titel »Crusade« bei Hodder & Stoughton,
an Hachette UK company, London.



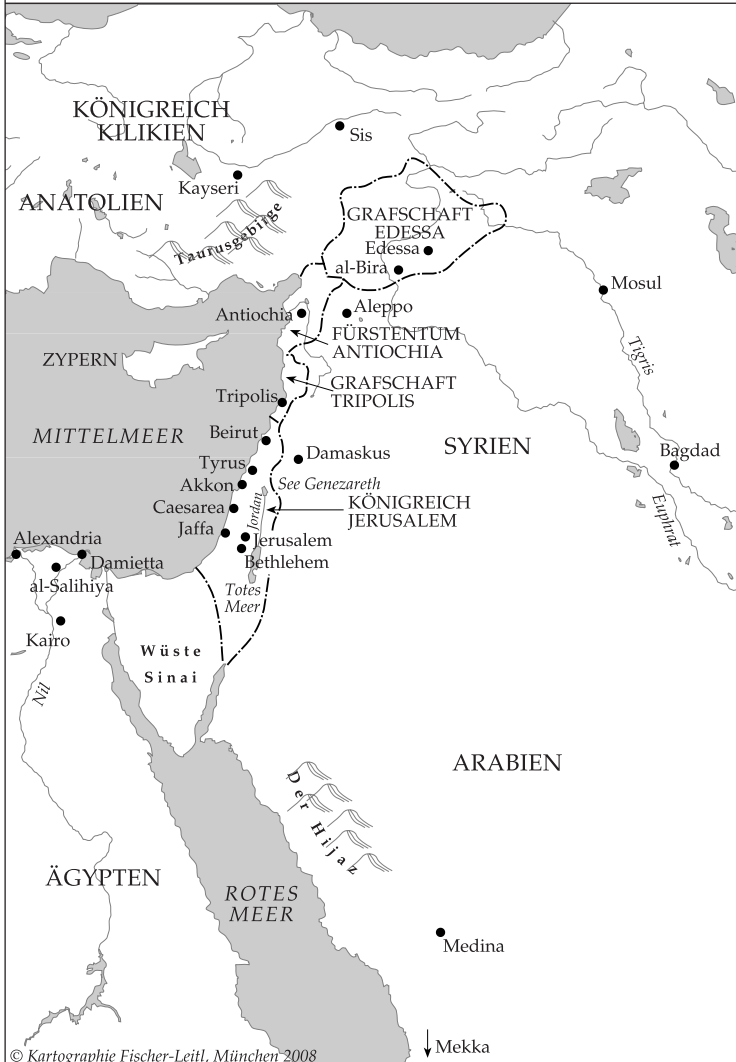
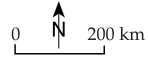
Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Salzer Alpin wird produziert von UPM, Schongau
und geliefert von Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Dezember 2014 bei Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © by Robyn Young 2007
Copyright © für die deutsche Ausgabe 2008 by Blanvalet Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlagillustration: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com
LH · Herstellung: sam
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-38402-0

www.blanvalet.de

Erster Teil

DAS HEILIGE LAND



AKKON



1

Venezianisches Viertel, Akkon, Königreich Jerusalem

28. September A.D. 1274

Die Schwerter piffen durch die Luft und prallten dann aufeinander. Stahl traf klirrend auf Stahl, wieder und immer wieder; jeder Hieb wurde mit größerer Wucht ausgeführt als der vorherige. Die Sonne brannte heiß auf das staubige rote Pflaster des Hofes und die Köpfe der beiden Männer hinab.

Der kleinere der beiden schwitzte stark; sein weißes Haar klebte ihm am Kopf, sein Hemd wies große feuchte Flecken auf. Weder er noch sein Gegner trugen eine Rüstung. Er war derjenige, der den größeren Teil der Angriffe ausführte; katzenleich sprang er nach ein paar blitzschnell geführten Hieben vor und holte zum tödlichen, auf die Brust des anderen Mannes abzielenden Stoß aus. Doch seine Hiebe wirkten zunehmend verzweifelter, fast so, als sei ein jeder dazu bestimmt, den Kampf endlich zu beenden, und als rechne er nicht damit, dass es dem Gegner gelang, sie zu parieren. Lange konnte er nicht mehr durchhalten, er wirkte sichtlich erschöpft, und sein hoch gewachsener, athletisch gebauter Widersacher wehrte noch immer jeden Angriff mit müheloser Leichtigkeit ab. Und je verbissener und heftiger der kleine Mann auf ihn losging, desto breiter wurde das Grinsen auf seinem Gesicht. Es war ein Grinsen, das an einen Hai denken ließ, dessen rasiermesserscharfe Zähne vor dem tödlichen Biss aufblitzten – und das keinen Zweifel daran ließ, dass Angelo Vitturi jeden Moment des Kampfes genoss.

Doch nach einigen weiteren Angriffen, die er mit der Klinge seines Schwertes parierte, begann Langeweile in ihm aufzusteigen. Es war heiß, und er spürte, dass sich dort, wo sich das lederne, mit einem Knauf aus durchsichtigem Kristall geschmückte Heft seines schlanken, schmalklingigen Schwertes in seine Handfläche bohrte, eine Blase zu bilden begann. Als der kleinere Mann erneut auf ihn losstürmte, sprang Angelo leichtfüßig zur Seite, packte das Handgelenk seines Gegners, verdrehte es und setzte dem Mann gleichzeitig seine eigene Klinge an die Kehle. Der Mann stieß einen halb von seiner Enttäuschung, halb vom Schmerz in seinem Handgelenk herrührenden lauten Schrei aus.

Angelos schweißüberströmtes Gesicht mit den jungenhaften Zügen verhärtete sich vor Verachtung. »Mach, dass du wegstommst.« Er gab die Hand des Mannes frei, ließ sein Schwert sinken und lehnte es an die niedrige Mauer, die rund um eine viereckige Rasenfläche verlief.

Der weißhaarige Mann starrte ihn mit offenem Mund an. Schweiß tropfte von seiner Nase auf das Gras. Angelo ging zu einem Diener hinüber, der stocksteif wie die Statuen, die den Hof des Palazzos zierten, in einer Ecke stand. Der Diener reichte ihm einen Becher voll des mit Wasser versetzten Weins von dem Silbertablett, das er in der Hand hielt. Angelo leerte ihn mit einem Zug, dann wandte er sich an den Weißhaarigen. »Ich habe dir doch gesagt, du sollst verschwinden!«

Der Mann schien all seinen Mut zusammenzunehmen. »Was ist mit meinem Geld, Herr?«

»Mit welchem Geld?«

»Dem Lohn für meine Unterrichtsstunden«, erwiderte der andere, konnte aber Angelos finsterem Blick nicht standhalten.

Angelo lachte bellend auf. »Wofür sollte ich dich wohl bezahlen? Welche neuen Kniffe und Finten hast du mir denn heute beigebracht? Dein so genannter Unterricht war nicht eine einzige armselige Zechine wert.« Er hob spöttisch eine Braue. »Ich kann dir höchstens zugutehalten, dass du zu meiner Belustigung beigetragen hast.« Er stellte den Becher auf das Tablett zurück,

das der Diener ihm hinhielt. »Und jetzt fort mit dir, ehe ich beschließe, das Duell fortzusetzen. Dann verlierst du nämlich mehr als nur deinen Lohn.« Er drehte seinem Lehrer den Rücken zu, griff nach einem schwarzen, mit Zobel verbrämten Samtumhang und schlang ihn um die Schultern.

Der Schwertkampfausbilder wusste, wann er verloren hatte. Er nahm seinen eigenen Umhang und eilte über den Hof davon. Rote Flecken loderten auf seinen Wangen.

Angelo befestigte gerade einen aus silbernen Ringen gefertigten Gürtel um seine Taille, als sich eine der Türen des großen Gebäudes hinter ihm öffnete und ein Mädchen zum Vorschein kam. Wie alle Haushaltssklavinnen trug sie ein hauchdünnes weißes, von einer fest geflochtenen Goldschnur zusammengehaltenes Gewand. Eine Haube bedeckte ihr Haar. Ihr Blick fiel auf Angelo, und sie huschte mit gesenktem Kopf zu ihm hinüber. Ihr Gesicht zeigte keinerlei Regung.

»Mein Herr lässt Euch ausrichten, dass seine Gäste sind eingetroffen.« Die Worte waren schwer zu verstehen, da sie die fremde Sprache, die sie zu sprechen gezwungen war, nur unzureichend beherrschte. »Er sagt, Ihr zu ihm kommen, Herr.«

Angelo schob sein Schwert mit einem solchen Ruck in die Scheide zurück, dass das Mädchen zusammenschrak. Ohne Notiz von ihr zu nehmen, schritt er auf den Palazzo zu. Das Mädchen wich ängstlich zurück, als er an ihr vorbeirauschte.

Mit seinen achtundzwanzig Jahren war Angelo Vitturi der älteste Sohn von Venerio Vitturi und Erbe des Familienunternehmens, das sein Urgroßvater Vittorio vor dem dritten Kreuzzug gegründet hatte. Angelo war regelmäßig auf dem Sklavenmarkt von Akkon zu sehen, wo er die überschüssigen Sklaven feilbot, die sein Vater erstanden hatte, ehe er dabei half, die für Venedig bestimmte Fracht auf das Schiff zu verladen. Zu den Glanzzeiten des Geschäfts, als die Venezianer den Handel auf dem Schwarzen Meer beherrscht hatten, hatte die Familie Vitturi auf den Sklavenmärkten entlang der Grenze zum Mongolenreich eine führende Rolle gespielt. Sie belieferte die westlichen Edelleute in

Outremer mit den hübschesten Mädchen und die Mameluckenarmee in Ägypten mit den kräftigsten Jungen. Doch dann errang Genua, der zweite der drei großen italienischen Handelsstaaten, die Vormachtstellung auf dem Schwarzen Meer und drängte die Venezianer aus dem Geschäft. Die Vitturis gehörten zu den wenigen venezianischen Familien, die immer noch mit Menschen handelten, waren aber jetzt auf die Seewege über das Rote Meer angewiesen, um sich mit Nachschub zu versorgen.

Die Mädchen, die Angelos Vater für seinen eigenen Haushalt behielt, zählten stets zur Elite der Auswahl. Sie waren zwischen elf und sechzehn Jahren alt und zumeist zierliche Mongolinnen mit mandelförmigen Augen und schimmerndem schwarzen Haar oder Tscherkessinnen, deren kindliche Gesichter schon die für ihre Rasse typischen ebenmäßigen Züge erkennen ließen. Im Laufe der letzten zehn Jahre war Venerios Familie rasch angewachsen. Angelo verabscheute jede einzelne hübsche dunkle Halbschwester und jeden Halbbruder, die in den Haushalt eingegliedert wurden. Keines dieser Kinder sah seiner kleinen, untersetzten Mutter auch nur im Entferntesten ähnlich. Obwohl die Mädchen, die sein Vater geschwängert hatte, Sklavinnen blieben, wuchsen ihre Sprösslinge als freie Bürger auf. Sie wurden getauft und genossen eine gute Erziehung. Angelo konnte verstehen, dass Venerio immer wieder den Versuchungen jungen, exotischen Fleisches erlag; er hatte selbst schon des Öfteren davon gekostet. Aber es war ihm ein Dorn im Auge, dass sein Vater die Nachkommen dieser niedrigen Geschöpfe wie seine eigenen Kinder aufzog. Wenn er das Familiengeschäft übernahm, würde sich das ändern, das hatte Angelo schon vor langer Zeit beschlossen. Wenn es dann überhaupt noch irgendetwas für ihn zu erben gab. So, wie die Geschäfte letztes Jahr gelaufen waren, erschien ihm dies ziemlich zweifelhaft. Aber er weigerte sich, diesen Gedanken weiterzuverfolgen. Und wenn heute alles nach Plan lief, würde er das auch nicht müssen.

Angelo ging einen breiten, mit weißen und blauen Mosaiken geschmückten Gang entlang. Als er eine schwere Flügeltür aus dunklem Holz aufstieß, hoben vier Männer, die an einem riesigen

achteckigen Tisch in der Mitte des geräumigen, luftigen Empfangssaals saßen, die Köpfe.

Angelo musterte die Männer, während er langsam auf den Tisch zuing. Dort saß der Waffenmeister Renaud de Tours, ein Mann mittleren Alters mit schütter werdendem Haar, der König Louis IX. und seine französische Eliterittertruppe für die beiden verhängnisvollen Kreuzzüge des Herrschers mit Waffen und Rüstungen ausgestattet hatte. Neben Renaud saß, die Hände auf der Tischplatte verschränkt, Michael Pisani, ein dunkler, schlanker Pisaner, der sich auf den Export damaszenischer Schwerter, deren Klingen als die härtesten der Welt galten, spezialisiert und gleichfalls westliche Edelleute für den Krieg ausgerüstet hatte. Seine Rivalen fürchteten ihn wie den Leibhaftigen persönlich, denn er war allgemein für seine skrupellose Vorgehensweise bekannt. Er heuerte Söldner an, um Konkurrenten gewaltsam einzuschüchtern, bis sie ihm die lukrativsten Verträge abtraten. Der Dritte am Tisch, ein sonnenverbrannter Mann mit sandfarbenem Haar, hieß Konrad von Bremen. Seine Heimatstadt gehörte der Hanse an, dem mächtigen Bund deutscher Hafenstädte, die das Baltische Meer beherrschten. Konrad züchtete und verschiffte Schlachtrösser, die er vornehmlich an die Deutschordensritter verkaufte. Seine blauen Augen und sein ständiges Lächeln täuschten über sein wahres Naturell hinweg – es hieß, er habe zwei seiner Brüder ermorden lassen, um die Kontrolle über die Familiengeschäfte an sich zu reißen, obwohl es sich dabei natürlich um böartige Gerüchte handeln konnte, die seine Konkurrenten in die Welt gesetzt hatten, um ihn in Misskredit zu bringen. Niemand wusste, wie viel Wahrheit in diesen Behauptungen steckte. Bei dem stämmigen, schwitzenden Mann, der sich, obwohl ihm ganz offensichtlich warm war, in einen schweren Brokatmantel gehüllt hatte, handelte es sich um Guido Soranzo, einen wohlhabenden genuesischen Schiffsbauer. Angelo kannte sie alle recht gut, denn diese Männer zählten ebenso wie sein Vater zu den erfolgreichsten Kaufleuten im Heiligen Land und waren hier in Akkon ansässig.

Während Angelo Platz nahm, trat ein fünfter Mann aus dem Nebenraum und gesellte sich zu ihnen. Drei weiß gekleidete Sklavenmädchen folgten ihm wie der Schweif einem Kometen. Sie trugen Silbertablets vor sich her, auf denen Krüge mit rosenfarbenem Wein, Kelche und Zinnteller standen, auf denen sich schwarze Trauben, Feigen und mit Zucker bestäubte Mandeln häuften. »Mein Sohn«, grüßte Venerio Vitturi, als sein Blick auf Angelo fiel. Obwohl er schwer und muskulös gebaut war, bewegte er sich mit einer Behändigkeit und Anmut, die auf jahrelangen Umgang mit dem Schwert schließen ließen. Venerio, ein ehemaliger Statthalter der Republik, der vom Dogen von Venedig zum Ritter geschlagen worden war, hatte als Edelmann der vierten Generation seiner Familie sämtliche Privilegien genossen, die sein Stand mit sich brachte. »Wie ist deine Unterrichtsstunde verlaufen?«, fragte er. Die Sklavenmädchen schwirrten um ihn herum und warteten, bis er seinen Platz eingenommen hatte, bevor sie die Platten und Krüge auf dem Tisch verteilten.

»Ich brauche dringend einen neuen Lehrer«, knurrte Angelo gereizt.

»Schon wieder? Du hast doch gerade erst vor zwei Tagen deinen alten Schwertkampfausbilder davongejagt. Vielleicht benötigst du keinen Unterricht mehr.«

»Nicht, wenn ich mich mit solchen Stümpfern abgeben muss.«

»Aber«, fuhr Venerio fort, wobei er den schweigend am Tisch sitzenden Männern ein kühles Lächeln schenkte, »darüber können wir später reden. Heute haben wir ernstere Angelegenheiten zu besprechen.«

Angelo lächelte in sich hinein, als sein Blick von einem der Männer zum anderen wanderte. Hinter der glatten, ausdruckslosen Fassade ihrer Gesichter verbargen sich Verwirrung, Ungeduld und bei Guido Saranzo sogar mühsam verhohlene Wut. Keiner von ihnen wusste, warum er hergebeten worden war. Aber sie würden es bald erfahren.

Nachdem er sich mit einem zerknitterten weißen Seidentuch, das er aus dem Ärmel seines Brokatmantels gezogen hatte, den

Schweiß von der Stirn getupft hatte, ergriff Guido als Erster das Wort. »Und was sind das für ernstere Angelegenheiten?« Er fixierte Venerio mit einem kampfeslustigen Blick. »Warum habt Ihr uns hierherbestellt, Vitturi?«

»Lasst uns zunächst einen Schluck trinken«, erwiderte Venerio, mühelos in den genuesischen Dialekt verfallend. Auf sein Fingerschnippen hin traten zwei Sklavinnen vor und begannen den Wein einzuschenken.

Guido hatte jedoch nicht die Absicht, sich widerstandslos dem Willen seines Gastgebers zu unterwerfen. Er verzichtete darauf, Venezianisch zu sprechen, wie es die Höflichkeit gebot, sondern fuhr in seiner Muttersprache Genuesisch fort: »Ich gedenke nicht, auch nur einen Schluck von Eurem Wein zu trinken, bevor ich nicht weiß, warum ich hier bin.« Er hob eine fleischige Hand und blickte sich viel sagend in dem luxuriös eingerichteten Raum um. »Habt Ihr mich kommen lassen, um mit Eurem Reichtum zu prahlen?«

»Eitle Prahlerei ist unter meiner Würde, das versichere ich Euch, Guido.«

Angesichts Venerios ruhiger Gelassenheit konnte Guido nicht länger an sich halten. »Ihr sitzt im Palast meiner Landsleute wie ein Barbar, der sich mit dem Hab und Gut seiner Opfer wie mit Trophäen schmückt!«

»Venedig hat den Krieg nicht begonnen, der zu der Vertreibung Genuas aus Akkon geführt hat, Guido.«

»Das Kloster St. Sabas gehörte rechtmäßig uns! Wir haben nur unser Eigentum verteidigt!«

An Venerios Schläfe begann eine Ader zu pochen. »Nennt Ihr das, was Ihr getan habt, nachdem Ihr das Kloster eingenommen habt, etwa so? Habt Ihr lediglich Euer Eigentum verteidigt, als Ihr unser Viertel überfallen, unsere Häuser in Schutt und Asche gelegt, Männer und Frauen abgeschlachtet und unsere Schiffe im Hafen in Brand gesteckt habt?« Er zwang sich zur Ruhe und dämpfte seine Stimme wieder. »Ihr habt Euren Palast behalten, nicht wahr? Ihr habt von diesem Krieg genauso profitiert wie ich,

Guido. Im Gegensatz zur Mehrheit Eurer Landsleute betreibt Ihr immer noch in Akkon Eure Geschäfte. Außerdem ist es den Genuesern inzwischen gestattet worden, in ihr Viertel zurückzukehren.«

»In unser Viertel? Dank den Venezianern sind davon nur noch Ruinen übrig!«

»Kameraden«, unterbrach Konrad in seinem trägen, stark akzentbehafteten Italienisch. »Der Krieg von St. Sabas liegt fast vierzehn Jahre zurück. Lasst uns die Vergangenheit begraben. Euer Wein macht mir den Mund wässrig, Venerio.« Er deutete auf die Kelche, dann heftete er den Blick auf Guido. »Müssen wir uns über alte Zwiste streiten, obwohl wir durstig und noch nüchtern sind?«

»Weise Worte.« Michael Pisani hob seinen Weinkelch und trank einen Schluck.

Nach einem Moment verfiel Guido in finsternes Schweigen. Auch er griff nach seinem Kelch und stürzte den Wein hinunter.

»Meine Herren.« Venerio beugte sich vor. Sein blauer Seidenburnus, der lange, mit einer Kapuze versehene Umhang im arabischen Stil, den viele hier ansässige Männer aus dem Westen trugen, spannte sich über seiner breiten Brust. »Ich danke Euch, dass Ihr meiner Einladung gefolgt seid, obgleich sie für Euch überraschend gekommen sein muss. Wir sind keine Freunde, haben uns sogar ab und an als Gegner gegenübergestanden. Aber jetzt haben wir vielleicht zum ersten Mal etwas gemeinsam.« Er legte eine kleine Pause ein, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. »Unsere Geschäfte gehen schlecht.«

Einen Moment lang herrschte Totenstille im Raum.

Michael löste seine langfingrigen Hände voneinander, lehnte sich zurück und beugte sich dann wieder vor. Konrad lächelte, doch seine blauen Augen ruhten nachdenklich auf Venerio.

Nach einigen Sekunden begann Renaud mit einer Singsangstimme zu sprechen, die an das Klingeln eines kleinen Glöckchens denken ließ. »Ihr irrt Euch, Venerio, mein Geschäft läuft ausgezeichnet, ich habe keinen Grund zur Klage.« Er erhob sich.

»Ich danke Euch für Eure Gastfreundschaft, aber ich denke, ich habe nichts mehr mit Euch zu besprechen.« Er nickte den anderen Männern zu. »Einen guten Tag noch.«

»Wann habt Ihr zuletzt Rüstungen für die Könige des Westens angefertigt, Renaud?«, fragte Venerio, der gleichfalls aufgestanden war und den zwerghaften Franzosen nun wie ein Turm überragte. »Wie lange ist es her, dass Ihr eine Armee für eine Schlacht ausgerüstet habt? Und Ihr, Konrad?« Er wandte sich an den Deutschen. »Wie viele Pferde haben die Deutschordensritter dieses Jahr bei Euch gekauft? Wann haben Könige und Prinzen zum letzten Mal um Eure Vollblüter gefeilscht?«

»Das soll nicht Eure Sorge sein«, murmelte Konrad, dessen Lächeln verblasst war.

Venerio wandte sich an Guido, der mit unverhohlener Feindseligkeit zu ihm emporstarrte. »Meinen Informanten zufolge wird in Euren Werften hier und im genuesischen Viertel von Tyrus seit Monaten nicht mehr gearbeitet.«

»Ich höre wohl nicht richtig«, grollte Guido. »Ihr mögt Euch einen genuesischen Palast angeeignet haben, Venerio, aber ich schwöre bei Gott, dass Ihr mein Geschäft nicht in Eure gierigen Klauen bekommt. Selbst wenn ich in der Gosse leben und mich von Abfällen ernähren müsste, würde ich nicht an Euch verkaufen.«

»Ich will Euer Geschäft nicht an mich reißen. Das gilt für alle hier.« Venerio blickte in die Runde. »Ich bin in derselben Lage wie Ihr.«

Guido schnaubte verächtlich.

»Mein Vater spricht die Wahrheit«, pflichtete Angelo Venerio grimmig bei, die schwarzen Augen auf Guido gerichtet. »Wenn unsere Profite weiter so sinken wie in den vergangenen beiden Jahren, dann werden wir diesen Palast nicht mehr halten können. Wir mussten bereits Dienstboten entlassen. In den letzten zwölf Monaten sind unsere Einkünfte drastisch zurückgegangen. In der Vergangenheit haben wir Vitturis unsere einträglichsten Verträge mit den Mamelucken abgeschlossen, aber seit Sultan

Baybars mit seinen Feldzügen gegen unsere Truppen in Palästina und gegen die Mongolen in Syrien begonnen hat, verfügt er über mehr Sklaven, als er benötigt. Es heißt, er hätte allein bei dem Angriff auf Antiochia über fünfundvierzigtausend Gefangene genommen. Diese Schwemme an Sklaven bedeutet, verbunden mit dem neuen Friedensvertrag, dass er von uns keine Sklaven für seine Armee mehr erwerben muss.«

Venerio nickte bestätigend. »Im Lauf des letzten Jahrhunderts ist unser Unternehmen, das unsere Väter und Vorväter aufgebaut haben, zu einer der fünf führenden und florierendsten Handelsgesellschaften der östlichen Welt aufgestiegen. Und jetzt sehe ich, wie Zucker-, Tuch- und Gewürzhändler *unsere* Plätze einnehmen.« Er hieb mit der Faust auf den Tisch. »Und *unsere* Profite einstreichen.«

Renaud hatte wieder Platz genommen, sah aber immer noch so aus, als wolle er jeden Moment Anstalten machen, den Raum zu verlassen.

»Es war für uns alle ein schlechtes Jahr«, stellte Michael Pisani fest. »Ich gebe zu, dass auch meine Geschäfte nicht so gut gehen, wie ich es mir wünschen würde. Aber ich sehe keinen Sinn darin, so offen über unsere jeweilige persönliche Situation zu sprechen. Wir können ja doch nichts daran ändern.«

»O doch«, widersprach Venerio, der sich gleichfalls wieder auf seinen Stuhl sinken ließ. »Wenn wir zusammenarbeiten, können wir dafür sorgen, dass sich das Blatt wendet. Im Westen werden die Rufe nach einem neuen Kreuzzug immer schwächer, und im Osten sind die Mamelucken an den Waffenstillstand gebunden. Das ist der Grund für unsere schwindenden Einnahmen – der Friedensvertrag, den Edward von England und Sultan Baybars vor zwei Jahren unterzeichnet haben.« Venerio fuhr mit der Hand durch sein sauber gestutztes, von weißen Strähnen durchzogenes Haar. »In unserem Geschäft profitiert man vom Krieg, nicht vom Frieden.«

Wieder stieß Guido ein abfälliges Schnauben aus. »Und was schlägt Ihr vor, Venerio? Dass wir einen Krieg herbeiführen?«

»Genau so lautet mein Vorschlag.«

»Lächerlich!«, empörte sich Guido.

Die anderen Männer wirkten sichtlich verwirrt.

»Kriege sind für uns überlebenswichtig, Guido«, erwiderte Venerio ruhig.

»*Verträge* sind für uns überlebenswichtig!«, fauchte Guido.

»Wir leben von Krieg und Blutvergießen. Kämpfe und Schlachten haben uns reich gemacht. Lasst uns diese Fakten nicht beschönigen.«

Guido wollte Einwände erheben, aber Michael kam ihm zuvor. »Wartet, Guido«, sagte er, ohne Venerio aus den Augen zu lassen. »Lasst ihn ausreden.«

»Es hat früher schon Zeiten gegeben, wo solche Waffenruhen zu Markteinbrüchen geführt haben, aber dieses Jahr hat uns besonders herbe Verluste beschert, da werdet Ihr mir sicher zustimmen. Wir haben zahlreiche Handelswege und Vorposten an die Mamelucken verloren. Akkon, Tyrus und Tripolis sind die einzigen lohnenden Städte, die uns nach Baybars' Feldzug geblieben sind. Folglich ist auch der Konkurrenzkampf zwischen uns und unseren jüngeren Rivalen erbitterter geworden.«

Michael nickte. »Und das wird noch schlimmer werden, weil der neue Großmeister des Templerordens die Erlaubnis erhalten hat, eine Flotte zu bauen, mit der er das östliche Mittelmeer mit Waren beliefern kann.«

»Diese Flotte wird ausschließlich zu militärischen Zwecken eingesetzt«, unterbrach Renaud. »So wurde es auf dem Konzil von Lyon im Mai beschlossen. Wie ich hörte, will der Großmeister die Handelsschiffahrt der Sarazenen blockieren und sie so empfindlich schwächen. Der Papst hätte dem Gesuch nie stattgegeben, wenn es aus wirtschaftlichen Gründen gestellt worden wäre. Auf den Militärorden ruht seine letzte Hoffnung, Jerusalem und die von den Sarazenen eroberten Gebiete wieder zurückzugewinnen. Ich bezweifle, dass der Papst damit einverstanden wäre, dass die Templer diese wertvollen Schiffe nutzen, um ihre Schatztruhen zu füllen.«

»Der Templerorden tut seit Jahren nichts anderes, als seine Schatzkammern zu füllen.« Konrad zuckte die Achseln. »Es würde mich sehr wundern, wenn sie sich diese Möglichkeit entgehen lassen würden.«

»Mit diesem Thema brauchen wir uns aber heute nicht zu befassen«, griff Venerio ein.

»Ihr Euch bestimmt nicht«, bemerkte Guido bitter, leerte seinen Kelch und stellte ihn auf dem Tisch ab. »Venedig und die Templer werden Hand in Hand arbeiten, wie sie es seit jeher getan haben. Aber für mich wird dieser Vertrag des Großmeisters schwere Verluste zur Folge haben.«

»Wie das«, gab Venerio zurück, »wo doch die Hospitaliter jetzt mit den Templern an einem Strang ziehen? Eure Verträge mit diesem Orden bestehen doch noch, nicht wahr? Ich würde meinen, dass gerade Euer Geschäft jetzt blühen und gedeihen wird.«

»Wir wissen alle, wie der mächtige Templerorden vorgeht.« Guido spie die Worte förmlich aus, dann schenkte er sich Wein nach. Ein paar Tropfen spritzten auf den Tisch. »Er wird das ganze Geschäft allein abwickeln. Die Hospitaliter werden höchstens die Ruder bei mir bestellen.«

»Wenn das so ist, werdet Ihr doch sicherlich für andere Wege offen sein, um Euren Werften Aufträge zu verschaffen?«

Guido starrte finster in seinen Weinkelch, erwiderte aber nichts darauf.

Venerio musterte die anderen Männer eindringlich. »Wollt Ihr unsere Frauen eines Tages auf der Straße um Essen betteln sehen?«, fragte er scharf. »Wollt Ihr Eure Dienstboten entlassen und Eure Häuser und Eure Reichtümer verkaufen müssen? Seht Euch doch nur vor den Toren unserer Paläste um. Es gibt unzählige Edelleute, die alles verloren haben. Sie vegetieren in den Gassen von Akkon dahin, inmitten von Unrat, Fliegen und Aussätzigen. Wisst Ihr, wie viele Kinder ich ihren halb verhungerten Eltern abgekauft habe, weil sie sie nicht mehr ernähren konnten? Möchtet Ihr zusehen, wie Eure eigenen Kinder auf den Sklavenmärkten an einen reichen Amir verkauft werden?«

»Das Bild, das Ihr da malt, ist abscheulich, Venerio.« Renaud runzelte angewidert die Stirn. »Natürlich will das keiner von uns.«

»Aber genau dazu könnte es kommen, wenn wir nichts unternehmen, Renaud. Wir wissen doch alle sehr gut, dass die Sarazenen die Waffenruhe nur deshalb einhalten, weil sie momentan gezwungen sind, sich der Bedrohung durch die Mongolen zu erwehren. Sobald sie diese unschädlich gemacht haben, werden die Mamelucken ihr Augenmerk wieder auf uns richten, und dann werden sie uns vernichten. Ich habe lange genug mit ihnen zu tun gehabt, um zu wissen, wie sehr sie uns hassen. Sie wollen ihr Land ein für alle Mal von uns säubern. Und bis dieser Tag kommt – und er wird kommen, das versichere ich Euch –, sitzen wir hier untätig herum, sehen unserem Ende entgegen und werden jeden Tag ärmer. Wir müssen etwas tun, und zwar jetzt und zu unseren Bedingungen, bevor wir alles verlieren.«

Konrad griff sich eine Hand voll Trauben von einer Platte und schob sich bedächtig eine in den Mund. »Euer Vorschlag stellt mich vor ein Rätsel, Venerio. Wie wollt Ihr denn die Waffenruhe zwischen unseren Truppen und den Sarazenen brechen?« Er klaubte ein paar Kerne aus seinen Zähnen. »Die Christentruppen sind geschwächt und untereinander entzweit. Um den Thron von Akkon ist ein Streit entbrannt. Und wenn wir nicht eine groß angelegte Invasion gegen Ägypten selbst führen, wüsste ich nicht, was die Sarazenen dazu bewegen könnte, uns anzugreifen.«

»Was ich vorhabe, wird in Palästina schwere Konflikte auslösen, daran hege ich keinerlei Zweifel«, erwiderte Venerio knapp. »Die Muslime werden es als schwerwiegenderen kriegerischen Akt betrachten als jeden Angriff auf eine ihrer Städte. Sie werden eine Tausende von Soldaten zählende Armee gegen uns zusammenziehen. Und ja, wir müssen Militärkräfte einsetzen, um unser Ziel zu erreichen, aber keine Armee. Ein kleiner Soldatentrupp reicht völlig aus.«

»Und von welchem Baum wollt Ihr die Soldaten pflücken, Venerio?«, erkundigte sich Guido spöttisch.

»Wir werden die Templer um Hilfe bitten«, erwiderte Angelo an Stelle seines Vaters. »Der neue Großmeister hat immer wieder betont, wie wichtig es ist, die von den Sarazenen besetzten Gebiete zurückzuerobern. Soweit wir wissen, beabsichtigt er, in einem Jahr nach Akkon zu kommen, um seine Amtsgeschäfte aufzunehmen. Wir glauben, ihn dazu bringen zu können, uns zu helfen. Er wird einsehen, dass ihm das mehr Vorteile als Risiken bringt.«

Guido grunzte, senkte aber den Blick, als Angelo ihn durchdringend anstarrte.

Michael runzelte die Stirn. »Selbst wenn es uns gelänge, einen Krieg anzuzetteln, dürften wir nicht darauf hoffen, ihn zu Ende zu bringen. Wir können die Sarazenen im Kampf nicht besiegen. Alles wäre vorbei, bevor es richtig begonnen hat.«

»Wenn unsere Truppen von den Mamelucken besiegt werden, hätten *wir* dadurch keine Verluste, Michael«, konterte Venerio. »Im Gegenteil, wir würden von der Vertreibung des Westens von diesen Ufern profitieren. Wenn die Mamelucken siegen, werden sie unsere Konkurrenten aus dem Land jagen, und wir können unangefochten den Handel zwischen dem Osten und unseren Heimatländern beherrschen. Wir benötigen hier keine Basis, um an den Sarazenen verdienen zu können. Wenn sie die christlichen Truppen vertrieben haben, müssen sie andere Schlachten schlagen, zum Beispiel gegen die Mongolen. Sie werden immer noch Kriegsausrüstung brauchen.« Venerio hielt inne, um seine Worte in das Bewusstsein der anderen Kaufleute einsickern zu lassen. Michael und Konrad starrten nachdenklich vor sich hin. »Im Endeffekt wäre es egal, wer den Sieg davonträgt – die Christen oder die Sarazenen. Unsere Profite würden in jedem Fall in die Höhe schnellen.«

»Aber was genau habt Ihr denn nun vor, Venerio?«, fragte Renaud. »Wie sehen Eure Pläne aus?«

Venerio lächelte. Endlich war ihm die uneingeschränkte Aufmerksamkeit der anderen sicher, das hörte er aus ihren Stimmen

heraus und las es in ihren Gesichtern. Sogar Guido lauschte jetzt wie gebannt. Er griff nach seinem Weinkelch. »Meine Herren, wir werden die Welt verändern.«

2

Genuesisches Viertel, Akkon

13. Januar A.D. 1276

»Marco, so sag mir doch, was du vorhast!«

»Lass mich los, Luca«, zischte Marco, wobei er versuchte, die Hand des kleinen Jungen von seinem Arm zu lösen.

»Ich bin dein Bruder! Sag es mir!«

Im Nebenraum erklang ein gedämpftes Husten, dann drang eine zittrige Stimme durch die Sackleinwand, die als Tür diente.

»Marco? Bist du das?«

»Ja, Mama«, rief der immer noch so leise wie möglich mit seinem Bruder ringende Marco.

»Wo warst du?«

»Arbeiten, Mama.«

Ein zufriedener Seufzer war zu hören. »Du bist ein guter Junge, Marco.« Die gekrächzten Worte endeten abrupt in einem Hustenanfall; einem qualvollen würgenden Röcheln, das beide Brüder zusammenzucken ließ.

Lucas braune, vor Angst und Entsetzen geweitete Augen wanderten zu der Öffnung in der Wand.

»Geh zu ihr und bring ihr Wasser«, drängte Marco ihn flüsternd. »Sie braucht dich!«

Luca zögerte unschlüssig, doch dann ging das Husten in raselnde Atemzüge über, und er schöpfte neuen Mut.

Er starrte zu seinem Bruder hoch. »Ich sage es Vater!«

Marcos Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen. Er riss sich so unsanft von Luca los, dass der Junge zurücktaumelte. »Tu

das«, fauchte er. »Aber du weißt selbst, dass er zu betrunken sein wird, um dir zuzuhören.« Er verstummte, sein Blick heftete sich auf das Objekt ihres Streites, das er in einer Faust hielt. Die scharfe Spitze des Dolches zeigte auf das Gesicht seines Bruders. Langsam ließ er die Waffe sinken und umklammerte den Griff so fest, dass seine Knöchel weiß hervortraten.

»Es geht um Scavo, nicht wahr?«, piepste Luca ängstlich. »Du arbeitest wieder für ihn, obwohl du versprochen hast, es nie wieder zu tun. Du hast es *versprochen!*«

»Was bleibt mir denn anderes übrig?«, stieß Marco heiser hervor. »Wir sind Genueser. Weißt du, was das in dieser Stadt heißt? Es heißt, dass wir nichts wert sind. Die Venezianer, die Pisaner und der Rest dieser ganzen Bande haben uns alles genommen. Scavo ist der Einzige, der mir noch Arbeit gibt.«

»Vater hat gesagt, wir würden nach Tyrus gehen. Er würde wieder arbeiten, wir sollten ihm helfen, und Mama würde wieder gesund werden.«

»Das sagt er schon, solange ich denken kann«, giftete Marco. »Und es ändert sich gar nichts.«

»Vielleicht doch irgendwann. Man kann nie wissen.«

»Ich glaube einfach nicht, dass du immer noch Vertrauen in ihn setzt.« Marco hatte Mühe, seine Stimme zu dämpfen. »Er kümmert sich um überhaupt nichts mehr – seit er die Bäckerei verloren hat, ist mit ihm nichts mehr anzufangen.«

»Das war nicht seine Schuld. Es war der Krieg.«

»Du bist zu jung, du weißt ja gar nicht, wovon du redest«, wies Marco ihn verbittert zurecht. »Ich war sechs, als der Krieg von St. Sabas zu Ende ging. Ich erinnere mich noch gut, wie es damals war. Vater hätte die Bäckerei aufgeben und mit den anderen nach Tyrus gehen können, um dort neu anzufangen. Aber er war zu stolz und zu halsstarrig; er gönnte den Venezianern diesen Triumph nicht, und deshalb ist er geblieben. Ich habe zugehört, wie die Genueser nach und nach unser Viertel verließen und die Familien, die unser Brot kauften, immer weniger wurden.« Marcos Augen sprühten Feuer. »Am Ende konnte er es sich

nicht mehr leisten, seinen Weizen ernten und das Korn in der Mühle mahlen zu lassen.«

Luca beobachtete seinen Bruder voller Sorge. So hatte er ihn noch nie erlebt. »Vielleicht geht es uns jetzt, wo die Genueser zurückkommen, bald besser.«

»Es wird Jahre dauern, bis sich unser Volk das, was zerstört wurde, wieder aufgebaut hat. Und Vater zeigt nicht mehr das geringste Interesse am Geschäft. Außer an seinem Wein und seinen Huren liegt ihm an gar nichts mehr!«

Luca presste die Hände gegen die Ohren, doch Marco ließ den Dolch fallen, packte die Handgelenke seines Bruders und zog seine Hände weg. Dann zerrte er Luca zum Fenster, fort von dem Eingang zum Nebenraum, wo der rasselnde Atem seiner Mutter den leisen, pfeifenden Geräuschen gewichen war, die sie im Schlaf von sich gab.

»Was glaubst du denn, wo das Geld, das er von der Familie unter uns bekommt, hingehet?«, fragte er böse. »Vater hat einen Teil unseres Hauses vermietet, damit er auch weiterhin in die Schänken gehen kann. Sieh der Wahrheit endlich ins Gesicht, Luca! Du und ich und Mama, wir müssen jetzt allein für uns sorgen.«

»Sclavo ist kein guter Mann«, schluchzte Luca. »Du bist beim letzten Mal mit Blut auf den Kleidern zurückgekommen, ich habe es gesehen! Und ich habe gesehen, wie dich die Leute anschauen. Sie haben Angst vor dir. Sie sagen, du tust schlimme Dinge.«

»Ich habe keine andere Wahl, Luca. Woher soll denn sonst unser Essen und die Medizin für Mama kommen?« Marco umschloss das Kinn seines Bruders mit der Hand, befeuchtete seinen Daumen und wischte einen Schmutzleck von Lucas Wange. »Das ist das letzte Mal, dass ich einen Auftrag für Sclavo übernehme, das verspreche ich dir.«

»Das hast du schon einmal gesagt.«

»Diesmal ist alles anders. Sclavo zahlt mir so viel, dass wir uns für den Rest des Jahres keine Sorgen mehr machen müssen. Ich kann mich nach anderer Arbeit umsehen. Vielleicht werde ich bei den Docks beschäftigt. Oder auf dem Markt.«

Luca betrachtete den auf dem Boden liegenden Dolch argwöhnisch. »Du wirst irgendjemandem wehtun«, murmelte er.

Marco presste die Lippen zusammen. »Wenn ich das nicht tue, wird Mama den Winter nicht überstehen. Du musst mich gehen lassen, Luca. Und du darfst Vater nichts verraten. Tust du mir den Gefallen?« Als Luca zögerte, fügte Marco hinzu: »Mama zu liebe.«

Luca nickte langsam, und Marco rang sich ein beruhigendes Lächeln ab. Er gab seinen Bruder frei, stapfte über die roh gezimmerten Bodendielen und hob den Dolch auf. Dann griff er nach einem schäbigen Sack aus Segeltuch, der eine grobe Decke und einen Laib harten Brotes enthielt, und stopfte die Waffe hinein.

»Wie lange bleibst du weg?« Luca sah zu, wie sein Bruder den Sack verknotete. Ein kühler Wind, der nach Regen roch, wehte durch das Fenster hinter ihm in den Raum und ließ ihn erschauern. »Was soll ich machen, wenn es Mama schlechter geht?«

Marco hielt mit seiner Tätigkeit inne und warf seinem Bruder einen Blick zu. »Ich gehe zum Hafen. Aber ich weiß nicht, wie lange ich auf das Schiff warten muss. Vielleicht ein paar Tage, vielleicht auch länger.« Zum ersten Mal schwang Nervosität in seiner Stimme mit. »Es müsste bald eintreffen, das ist alles, was ich in Erfahrung bringen konnte.«

»Von was für einem Schiff sprichst du denn?«

Marco ging auf die Frage nicht ein. »Du weißt, wo Mamas Medizin ist. Wenn sie einen Anfall bekommt, flößt du sie ihr ein, das kannst du doch, oder?« Er trat zu seinem Bruder. »Sag ihr, ich wäre arbeiten. Vater kannst du dasselbe erzählen, wenn du willst, dann stellt er wenigstens keine Fragen.« Er umarmte Luca kurz, dann warf er sich den Sack über die Schulter und verließ den Raum.

Luca huschte in die Kammer seiner Mutter. Der Strohsack, auf dem die Kranke lag, nahm fast den gesamten Platz ein. Seine Mutter wirkte darauf so klein und zerbrechlich wie ein verletzter Vogel. Eine zerschlissene Decke war bis zu ihrem Kinn hochgezogen. Luca beugte sich über sie und fühlte ihr die Stirn. Nicht

zu heiß und nicht zu kalt. Dann küsste er sie auf die pergamentdünne Wange, schlich geräuschlos aus der Kammer und schloss die Tür des angrenzenden Raumes hinter sich.

Ordenshaus Akkon

17. Januar A. D. 1276

Will Campbell stützte die Hände auf das Sims und spähte aus dem schmalen Fenster. Tief unter ihm brachen sich die Wellen krachend an den Felsen am Fuß des benachbarten Schatzturms, der von der Mauer des Ordenshauses aufragte. Will spürte, wie der Stein unter der Wucht des Aufpralls erzitterte. Vom blauen Mittelmeer wehte ein kalter Wind herüber, und er war dankbar für den dicken Mantel, den er über seinem Überwurf und seinem Hemd trug. Das Kreuz auf der Brust hob sich blutrot vom weißen Untergrund ab. Er erinnerte sich an Winter in Schottland, London und Paris, wo er seine Jugend verbracht hatte, die strenger gewesen waren als dieser hier. Aber nach acht Jahren im Heiligen Land hatte er sich an das mildere Klima gewöhnt und war von dem plötzlichen Temperatursturz überrascht worden.

Der Winter war hart gewesen; der kälteste seit vierzig Jahren, hieß es. Nördliche Winde fegten vom Meer herüber; piffen durch das steinerne Labyrinth von Kirchen, Palästen, Läden und Moscheen der Kreuzritterhauptstadt; wirbelten Unrat auf; zertrten an den Umhängen und Kapuzen der Männer und trieben ihnen Tränen in die Augen. Jetzt türmte sich das Eis, das sich reiche Edelleute im Sommer für teures Geld von den Gipfeln des Karmel-Gebirges herbeischaffen ließen, auf den Fenstersimsen und Türschwelen, und die Straßenkinder brachen sich die Eiszapfen ab, um daran zu lutschen. Im Außenhafen tanzten die Galeeren auf den Wellen; seit Wochen war kein Schiff mehr in den Hafen eingelaufen oder hatte ihn verlassen können. Die im Ordenshaus stationierten Ritter pflegten nun auf der zur See-seite gelegenen Mauer Tag und Nacht Wachposten aufzustellen,

die den sturmverdunkelten Horizont im Auge behielten und das Wetter verwünschten, während sie auf das lang ersehnte Schiff warteten, das ihren Großmeister zum ersten Mal seit seiner Ernennung vor über zwei Jahren an ihre Gestade bringen würde. Eine fiebrige, ungeduldige Erregung hatte von den Hunderten von Rittern, Priestern, Sergeanten und Dienstboten, die das Ordenshaus beherbergte, Besitz ergriffen.

Die Tür öffnete sich, ein Mann trat ein und gesellte sich zu den neun anderen in der Kammer. Will drehte sich um, als er ein vertrautes rasselndes Husten hörte, und sah Everard de Troyes auf den Stuhl neben dem Feuer zuschlurfen, der für ihn frei gehalten worden war. Das zerfurchte Gesicht des alten Priesters mit der hässlichen Narbe, die von der Lippe zur Braue quer über eine Wange verlief, hob sich fahl von seinem schwarzen Gewand ab. Ein Kneifer saß so hoch oben auf seiner Nasenwurzel, dass das Glas fast seine blutunterlaufenen Augen berührte. Dünne weiße Haarsträhnen quollen unter der Kapuze seines Umhangs hervor. »Verzeiht, dass ich mich verspätet habe«, krächzte er. Seine Stimme klang zwar zittrig, lenkte jedoch sofort die Aufmerksamkeit der anderen Männer im Raum auf seine Person. »Aber der beschwerliche Weg hier hinauf hat mich meiner letzten Kräfte beraubt.« Er ließ sich schwer auf den Stuhl sinken und funkelte den ihm gegenüberstehenden stämmigen schwarzhaarigen Mann finster an. »Ich sehe wirklich nicht ein, warum unsere Treffen immer in Eurer Unterkunft stattfinden müssen, Master Seneschall. In meiner Jugend wäre ich diese hundert Stufen noch so flink wie eine Bergziege emporgesprungen, aber diese Zeit liegt viele Winter zurück.«

»Wir sind übereingekommen, dass diese Kammer der geeignetste Ort für eine Vollversammlung der Bruderschaft ist, Bruder Everard«, erwiderte der Seneschall steif. »Hier kann ich zumindest vorgeben, Angelegenheiten des Ordens zu besprechen. Ich glaube nicht, dass eine solche Ausrede interessierte Schnüffler davon abhalten würde, uns nachzuspionieren, wenn wir uns in Eurem Studierzimmer treffen würden. Unsere Gruppe ist so

groß, dass sie überall auffällt. Und wir dürfen auf keinen Fall in irgendeiner Weise Verdacht erregen.«

»Mit Ausnahme des Marschalls seid Ihr gegenwärtig der dienstälteste Angehörige des Templerordens in Outremer, Master Seneschall. Schon allein deshalb wird es niemand wagen, Eure Entscheidungen infrage zu stellen, das ist mir durchaus klar.« Everard seufzte, als der Seneschall verstimmt die Brauen zusammenzog. »Aber ich stimme Euch zu, wir müssen äußerste Vorsicht walten lassen.«

»Vor allem dann, wenn der Großmeister eintrifft«, erwiderte der Seneschall grimmig. »Dann wird die Freiheit, die wir während der letzten beiden Jahre genossen haben, stark eingeschränkt werden.« Sein Blick wanderte von einem der Männer zum nächsten. »Einige der Brüder hier haben noch nie die Bürde tragen müssen, die anderen von uns bereits auferlegt wurde – neben einem Meister leben und arbeiten zu müssen, dem ihr die Treue geschworen habt und den ihr trotzdem zu täuschen und zu hintergehen gezwungen seid. Manchmal ist es sogar erforderlich, seinen Anordnungen zuwiderzuhandeln. Als ihr der Bruderschaft beigetreten seid, habt ihr neue Eide geschworen; Eide, die denen zuwiderlaufen, die ihr ablegen musstet, als ihr in den Templerorden aufgenommen wurdet. Wenn der Großmeister kommt, werdet ihr das volle Ausmaß dieser Last verstehen. Aber ihr werdet rasch lernen, Schuldgefühle und Gewissensbisse zu überwinden.« Dem letzten Satz verlieh er besonderen Nachdruck. »Das Geheimnis der Anima Templi muss um jeden Preis gewahrt werden. Vor sieben Jahren wären wir beinahe durch solche Ordensmitglieder, die sich von Habgier und Böswilligkeit leiten lassen, enttarnt worden, was unser sicheres Ende bedeutet hätte. Der kleinste Fehler kann uns unser Leben kosten.« Er blickte dabei anklagend zu Everard hinüber, der, wohl wissend, dass der Seneschall auf das Gralsbuch anspielte, säuerlich das Gesicht verzog. »Eines dürft ihr nie vergessen«, fuhr der Seneschall, der so tat, als würde er Everards Unbehagen nicht bemerken, dann fort, »Ihr alle glaubt an die Ehrenhaftigkeit eurer

Ziele, aber die Kirche würde uns auf dem Scheiterhaufen verbrennen, wenn sie wüsste, worauf wir hinarbeiten. Und wenn bekannt würde, dass wir die Schatztruhen des Ordens dazu benutzen, um unsere Pläne zu verwirklichen, würden die Tempelritter, unsere eigenen Waffenbrüder, diesen Scheiterhaufen noch eigenhändig in Brand setzen.«

Will beobachtete die Männer in der Kammer, die wie gebannt an den Lippen des Seneschalls hingen, der doppelt so alt war wie einige von ihnen und vier Mal so imposant. Der junge portugiesische Priester, der sich der Bruderschaft ein paar Jahre nach Will angeschlossen hatte; die drei erst kürzlich aufgenommenen Ritter und der Sergeant, der mit seinen zwanzig Jahren ihr jüngstes Mitglied war, sie alle beugten sich fasziniert vor, um sich kein einziges Wort entgehen zu lassen. Sogar die beiden älteren Ritter, die seit Jahren an der Seite des Seneschalls arbeiteten, schenkten ihm ihre uneingeschränkte Aufmerksamkeit. Eberard mochte der Kopf der Anima Templi sein, aber der Seneschall war ihr Rückgrat.

Es war das erste Mal seit Monaten, dass sich alle in Akkon postierten zehn Mitglieder der Bruderschaft zusammengefunden hatten. Nur die zwei in London und Paris stationierten Ritter, die die Interessen ihres Zirkels im Westen vertraten, fehlten. Zusammen bildeten diese zwölf Männer – der Anzahl der Jünger Christi entsprechend – die Anima Templi: die Seele des Tempels.

Will ließ sich von der flammenden Rede des Seneschalls nicht so mitreißen wie die anderen Ritter. Er kam mit dem herrischen Mann, der außerhalb der Bruderschaft als Verwalter des Ordens im Osten fungierte und dem die juristischen Angelegenheiten sowie die Festsetzung des Strafmaßes für Verfehlungen, die die Ritter begangen hatten, oblagen, nicht gut zurecht. Der Seneschall hatte ihm seinen rebellischen Akt vor fünf Jahren nie verziehen und machte kein Hehl daraus, dass Will seiner Meinung nach für seinen Verrat mit lebenslanger Haft hätte büßen sollen. Will gab ja selbst zu, einen schweren Frevel begangen zu haben, als er sich unerlaubt aus den Schatztruhen der Anima Templi bedient

und einen Mordanschlag in Auftrag gegeben hatte, der nicht das eigentliche Opfer, sondern einen Unschuldigen das Leben gekostet hatte und beinahe jede Möglichkeit auf Frieden zwischen Christen und Muslimen zunichtegemacht hätte. Aber er fand, er habe nun lange genug dafür Abbitte geleistet und in den darauffolgenden Jahren seine Loyalität gegenüber der Anima Templi oft genug unter Beweis gestellt. Wenn es ihm möglich gewesen wäre, das Rad der Zeit zurückzudrehen und die illegale Abmachung mit dem Orden der Assassinen, Sultan Baybars zu ermorden, die mit dem Tod von Baybars' engstem Vertrauten und Freund geendet hatte, rückgängig zu machen, dann hätte er dies frohen Herzens getan. Aber da ihm das nicht möglich war, konnte er nur hoffen, dass der Seneschall und die anderen Mitglieder der Bruderschaft ihm eines Tages vergeben würden. Er hatte keine Lust, den Rest seines Lebens für diesen einen Fehler zu bezahlen.

»Dann lasst uns jetzt die Versammlung eröffnen«, schloss der Seneschall. Sein Blick traf Everard, der geistesabwesend ins Feuer starrte. »Wir haben viel zu besprechen.«

»In der Tat.« Mit einem Mal schien wieder Leben in den alten Priester zu kommen. Seine fahlen Augen richteten sich auf Will. »Da Bruder Campbell heute Morgen mit Neuigkeiten aus Ägypten zurückgekehrt ist, schlage ich vor, dass er den Anfang macht.«

Will stand auf und straffte sich, als sich alle Köpfe in seine Richtung wandten. Er sah den Seneschall an, der seinen Blick feindselig zurückgab. »Vor einigen Monaten bat mich Bruder Everard, ein Treffen mit unserem Mameluckenverbündeten Amir Kalawun zu vereinbaren, der uns regelmäßig über die Pläne der Mamelucken informiert. Vor zwölf Tagen sprach ich an der Grenze der Wüste Sinai mit Kalawuns Abgesandtem.«

»Verzeiht die Unterbrechung, Bruder Campbell«, warf einer der jüngeren Ritter nach einem Blick zum Seneschall zögernd ein. »Aber darf ich fragen, warum Ihr nicht mit dem Amir selbst gesprochen habt?«

»Weil Kalawun es für zu gefährlich hält, einem der Unsrigen

von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten«, erwiderte Everard an Wills Stelle. »Nur unter dieser Bedingung hat er sich bereit erklärt, mit uns zusammenzuarbeiten, als James Campbell damals mit dieser Bitte an ihn herantrat.« Dem Priester entging nicht, dass Will angesichts der Erwähnung seines Vaters erstarrte. »Als Baybars' rechte Hand ist Kalawun viel zu bekannt, um ohne aufzufallen in fremde Länder reisen zu können, und es würde ihm schwerfallen, glaubhafte Gründe für seine Abwesenheit anzugeben. Er benutzt einen vertrauenswürdigen Diener als Mittelsmann, und das schon, seitdem er sich mit uns verbündet hat. Hätte dieser Mann die Absicht, ihn zu hintergehen, hätte er das schon längst getan. Fahrt fort, Bruder«, sagte er dann zu Will.

»Seit Sultan Baybars mit König Edward den zehnjährigen Waffenstillstand vereinbart hat, herrscht im Mameluckenlager relative Ruhe. Während der letzten Monate waren sie hauptsächlich mit den Vorbereitungen für die Hochzeit von Baybars' Sohn mit Kalawuns Tochter beschäftigt. Ein Schachzug, von dem«, fügte Will hinzu, dabei nickte er den erst kürzlich in den Geheimbund eingetretenen Mitgliedern zu, »sowohl wir als auch Kalawun hoffen, dass er ihn dem Thronerben näherbringt, den er in unserem Sinne zu beeinflussen versucht. Wie es aussieht, plant Baybars vorerst nicht, unsere Truppen anzugreifen. Er konzentriert sich momentan mehr auf die Mongolen. Berichten zufolge rücken diese auf die nördlichen Herrschaftsgebiete der Mamelucken zu.«

Die jüngeren Ritter und der Sergeant nickten sichtlich erleichtert.

»Das sind gute Nachrichten, Brüder«, versetzte Everard, der sie beobachtet hatte. »Aber wir dürfen nie vergessen, wie zerbrechlich der im Augenblick herrschende Friede ist. Im Laufe der Jahre sind zwischen unserer Armee und den Muslimen immer wieder Waffenruhen geschlossen worden – und genauso oft wurden sie wieder gebrochen. Es mag ein Segen für uns sein, dass Baybars seinen Blick von uns abgewandt hat, aber ein jeder Krieg

hätte verheerende Auswirkungen auf unsere Sache, und deshalb dürfen wir nicht dankbar dafür sein, dass der Sultan einem anderen Volk den Kampf angesagt hat. Unser Ziel lautet Frieden, Brüder, Frieden zwischen allen Nationen und allen Religionen.« Er fixierte sie mit seinen hellen Augen. »Vergesst das nie.«

»Bruder Everard hat recht«, stimmte der portugiesische Priester Velasco zu; ein nervöser kleiner Mann mit der Angewohnheit, beim Sprechen stets die Brauen hochzuziehen, als wundere er sich selbst über die Worte, die da aus seinem Mund kamen. »Und auch wir dürfen unsere Bemühungen nicht allein auf die Muslime richten. Wenn der Friede, zu dem es nicht zuletzt dank unseres Einsatzes gekommen ist, von Bestand sein soll, müssen wir dafür sorgen, dass unsere eigenen Leute gleichfalls auf den Weg der Erleuchteten gebracht werden.«

Will runzelte ob der Verwendung dieses pompös klingenden Ausdrucks missbilligend die Stirn. Derart blumige Umschreibungen flößten ihm Unbehagen ein. Er identifizierte sich voll und ganz mit den Zielen der Anima Templi, aber die idealistischeren ihrer Konzepte und die Worte, in die sie gekleidet waren, stießen ihm so sauer auf wie eine schwer verdauliche Mahlzeit.

Vielleicht lag es daran, dass ihm fast sein ganzes Leben lang eingehämmert worden war, die Menschen zu hassen, mit denen er jetzt Bündnisse, ja, sogar Freundschaften schloss. Sarazenen und Juden waren Feinde Gottes, die unerbittlich bekämpft und vom Angesicht der Erde getilgt werden mussten, so hatten es ihm die Kirchenpriester und der Orden gelehrt. Inzwischen hatte er sich von dieser Doktrin abgewandt, und er war auch nicht mehr von dem glühenden Wunsch beseelt, Jerusalem zurückzugewinnen oder gegen die so genannten Ungläubigen zu kämpfen. Er hatte das entsetzliche Geschehen, das sich auf einem Schlachtfeld abspielte, mit eigenen Augen mit angesehen; er hatte erlebt, wie Soldaten beider Seiten einen ebenso würdevollen wie sinnlosen Tod starben, und er hatte seinen Vater in einem solchen Kampf verloren. Er wusste, dass dies nicht der Weg in ein besseres Le-

ben war. Aber die vielen westlichen Christen, die sich in Outremer, dem Land jenseits des Meeres, niedergelassen hatten, waren in diesem Punkt anderer Meinung. In Akkon, der Stadt, in der Angehörige so vieler verschiedener Völker gemeinsam lebten und arbeiteten, war Frieden nicht einfach ein anstrebenswerter Idealzustand, sondern eine Notwendigkeit. Manchmal meinte Will, die Welt ringsum bewege sich in solcher Übereinstimmung mit der der Anima Templi, dass er sich am liebsten an eine Straßenecke gestellt und seine Hoffnungen und Träume laut herausgeschrien hätte. Manchmal verabscheute er den Zwang zu absoluter Geheimhaltung, der sie alle unterlagen, aus tiefster Seele. Aber nur so konnte die Bruderschaft überleben, das wusste er. Die Welt mochte sich nach außen hin im Einklang mit der ihren bewegen; schürfte man aber etwas tiefer unter der Oberfläche, so stieß man auf alten Hass und alte Feindschaft, sogar hier in Akkon, der Stadt der Sünde, wie der Papst sie nannte. Das Wirken im Verborgenen war der Schutzschild der Anima Templi, hinter dem sie sich vor ihren zahlreichen Feinden verbarg.

Will wurde aus seiner Versunkenheit gerissen, als er merkte, dass Everard ihn beobachtete. Die Miene des alten Priesters verriet nicht, was in ihm vorging. Will wandte sich ab. Die Intensität von Everards Blick flößte ihm Unbehagen ein. Er spürte, dass dieser seine Gedanken gelesen hatte.

»Die Hälfte des Kampfes ist für uns doch schon gewonnen«, antwortete einer der jüngeren Ritter auf Velascos Bemerkung. »Ehe die Kirche nicht einsieht, wie dringend Reformen vonnöten sind und ehe sie nicht die Korruption bekämpft, die ihr ganzes System durchsetzt, wird es ihr schwerfallen, die Führer des Westens davon zu überzeugen, dass Kreuzzüge der richtige Weg zur Erlangung der Absolution sind. Zu lange hat sie diese Kriege für ihre eigenen Zwecke benutzt; ihre Motive sind durchsichtig geworden. Die Bürger des Westens verspüren kein Verlangen mehr danach, die gefährliche Reise hierher auf sich zu nehmen und Leib und Leben zu riskieren, nur um unter einem sarazenischen Schwert zu fallen – schon gar nicht jetzt, wo

sie wissen, dass diejenigen, die sie dazu verleiten wollen, dies nicht zum Ruhme Gottes tun, sondern zum Wohle ihrer eigenen Taschen.«

Einer der älteren Ritter, ein Engländer namens Thomas, schüttelte angesichts der leidenschaftlichen Rede des jungen Mannes unwillig den Kopf. »Es gibt viele Christen im Westen, die den Muslimen Jerusalem nur zu gerne wieder entreißen würden, wenn sie die Gelegenheit dazu bekämen. Sie halten Juden und Muslime noch immer für Ketzer, die falsche Götter anbeten und mit ihrer Gegenwart die Heilige Stadt besudeln. Und sie sind noch immer der Überzeugung, dass sie und nur sie dem wahren Weg folgen. Sei nicht so sicher, dass das Verlangen nach einem neuerlichen Kreuzzug erloschen ist, Bruder. Es kann jederzeit wieder aufflammen, dazu bedarf es nur des richtigen Funken.«

»Aber beim Konzil von Lyon ist keiner der großen westlichen Könige dem Aufruf des Papstes gefolgt, das Kreuz zu nehmen«, konterte der junge Ritter. »Es hat ja kaum einer von ihnen daran teilgenommen.«

»Momentan sind die Führer des Westens zu sehr in ihre eigenen Zwistigkeiten verstrickt, um sich auf einen Kreuzzug zu begeben«, erwiderte Thomas. »Aber es bedarf nur eines starken Herrschers, der fähig ist, ihr Blut in Flammen zu setzen und so eine Armee zusammenzuziehen. Dann werden die Krieger des Westens, getrieben von der Hoffnung, die Heilige Stadt von den Muslimen zu befreien, wie die Heuschrecken hier einfallen. Sogar Ritter unseres eigenen Ordens streben dieses Ziel an. Bruder Everard hat recht. Die Ruhe, die dank unseres Wirkens in diesem Königreich herrscht, ist trügerisch. Ein einziger Ruck in jede Richtung, und das Band zerreißt.«

»Und ich fürchte, unser neuer Großmeister könnte zu diesen starken Führern zählen, von denen du gesprochen hast.« Der Seneschall faltete seine großen Hände. »Er macht kein Geheimnis daraus, dass er die Gebiete, die wir an Baybars verloren haben, mit Waffengewalt zurückerobern will. In Lyon war er der flam-

mendste Befürworter eines neuen Kreuzzuges. Er könnte sich als eine der größten Bedrohungen des Friedens erweisen, mit der wir es seit der Unterzeichnung des Vertrages zu tun hatten.«

Thomas und der andere Veteran nickten düster.

»Dann werden wir alles tun müssen, was in unserer Macht steht, um ihn dazu zu bewegen, andere Wege einzuschlagen.« Velascos Brauen schossen in die Höhe. »Wir dürfen Baybars keinen Grund liefern, uns anzugreifen, solange wir so geschwächt sind. Seine Truppen würden über uns hinwegrollen wie eine riesige Welle. Und Akkon«, sein Blick wanderte zu Everard, »unser *Camelot*, würde untergehen, zusammen mit jedem Bürger innerhalb seiner Mauern, und jegliche Hoffnung auf eine Versöhnung zwischen Christen, Muslimen und Juden, die wir seit fast einem Jahrhundert herbeizuführen versucht haben, wäre endgültig zunichtegemacht. Solange Baybars nicht stirbt und ein neuer Sultan, der für unsere Ziele offen ist, die Geschicke Ägyptens und Syriens lenkt, sind wir nicht sicher.«

Everard lächelte, als das Wort *Camelot* fiel – so pflegte er Akkon stets zu nennen –, aber sein Lächeln verblasste sofort wieder. »Gut möglich, dass uns schwere Zeiten bevorstehen«, sagte er barsch. »Aber das war eigentlich schon immer so. Wir haben uns keiner leichten Aufgabe mit einer leichten Lösung verschrieben. Nichts, was in dieser Welt wirklich von Wert ist, ist leicht zu erlangen. Aber es ist ein langsamer Prozess.« Sein Blick wanderte zu Will. »Nichtsdestoweniger machen wir Fortschritte. Trotz all unserer Sorgen und Bedenken müssen wir uns das immer vor Augen halten. Wir haben jetzt einen mächtigen Verbündeten in Ägypten, der zunehmend größeren Einfluss auf den nächsten Sultan gewinnt, und hier in Akkon haben wir uns mit Männern zusammengetan, die unerschütterlich an unsere Sache glauben. Wir waren es, die durch unseren Hüter Outremer den Frieden gebracht haben. Und solange hier Frieden herrscht, solange Gottes Kinder in Eintracht miteinander leben, triumphieren wir.«

Will lehnte sich gegen die Wand, während die anderen Män-

ner Everards Worte aufsogen wie ein Verdurstender die rettenden Wassertropfen. Er sah, wie diese Worte sie mit neuer Hoffnung und Zuversicht erfüllten und wunderte sich einmal mehr darüber, wie geschickt der alte Mann seine Zuhörer mitzureißen vermochte. Inzwischen kannte er Everard zu lange, um noch übermäßige Ehrfurcht vor ihm zu empfinden oder sich von ihm einschüchtern zu lassen; er war von ihm ausgepeitscht, beleidigt, getröstet und belehrt worden; er hatte ihn an seinen besten und seinen schlechtesten Tagen erlebt. Aber ab und an fachte etwas in der brüchigen Stimme des alten Priesters einen kleinen Funken tief in seinem Inneren an, und dann war er wieder neunzehn Jahre alt, wieder im Ordenshaus von Paris, wo Everard ihm zum ersten Mal von der Anima Templi erzählt hatte.

Die Erinnerung schmückte vermutlich diesen Moment farbig aus, das wusste er, ließ ihn großartiger und erhebender wirken, als er tatsächlich gewesen war. Aber er entsann sich noch gut, wie gebannt er den Enthüllungen des Priesters über eine Bruderschaft gelauscht hatte, die nach einem Krieg gegen die Muslime gegründet worden war, der fast alle christlichen Truppen im Heiligen Land ausgelöscht hatte. Everard hatte ihm erklärt, dass das anfängliche Ziel der Anima Templi darin bestanden hatte, den Orden und seine gewaltigen militärischen und wirtschaftlichen Ressourcen vor den persönlichen oder politischen Interessen seiner Anführer zu schützen. Doch dann waren neue Mitglieder in den Zirkel aufgenommen worden; hohe Offiziere und gebildete Männer, die ihre eigenen Ideen einbrachten, und die Bruderschaft verschrieb sich fortan der Wahrung des Friedens in Outremer und der Herbeiführung einer Versöhnung zwischen Christen, Muslimen und Juden.

Damals protestierte Will hitzig gegen dieses Ideal; er wies darauf hin, dass diese drei Glaubensrichtungen unvereinbar seien; dass es für sie alle nur einen einzigen wahren Gott geben könne und niemand sich einem fremden Glauben unterwerfen würde. Auch als Everard ihm klarzumachen versuchte, dass die Anima Templi nicht danach trachtete, die Glaubensrichtungen mitei-

inander zu verschmelzen, sondern auf eine friedliche Koexistenz der Religionen hinarbeitete, hielt Will dies noch lange für eine idealistische Utopie. Doch im darauffolgenden Jahr hatte er mit eigenen Augen gesehen, wie Menschen verschiedenen Glaubens nebeneinander lebten und von den jeweiligen Handelsbeziehungen der anderen sowie dem Austausch von Wissen und Erfahrungen profitierten.

Während er jetzt zuhörte, wie Everard über eine Abhandlung sprach, die Velasco geschrieben hatte und in der die Gemeinsamkeiten zwischen den Religionen aufgezeigt wurden, fragte sich Will, ob es ihm selbst je gelingen würde, Menschen so in seinen Bann zu schlagen. Konnte er Männer dazu bewegen, ihr Leben für eine Sache aufs Spiel zu setzen, an die er glaubte, so wie der Priester erst seinen Vater und dann ihn selbst dafür gewonnen hatte? Wieder beschlich ihn der düstere Gedanke, was wohl werden sollte, wenn Everard starb. Er ging auf die neunzig zu und war älter als jeder andere Mensch, den Will kannte. Oft dachte er, nur die eiserne Entschlossenheit, die Ziele der Anima Templi zumindest ansatzweise verwirklicht zu sehen, würde den alten Priester am Leben halten – der Triumph des Willens über die Vergänglichkeit des Fleisches. Will schielte zu dem Seneschall hinüber, der jetzt laut über eine Verbreitung dieser Abhandlung nachdachte. Nach Everards Tod würde vermutlich er zum Kopf der Bruderschaft gewählt werden. Und Will wusste, dass dann sein Platz in diesem Zirkel, bei dessen Wiederaufbau er Everard geholfen hatte, dem Zirkel, für den sein Vater sich geopfert hatte, an einem seidenen Faden hing.

Die Versammlung nahm ihren Fortgang, bis der Seneschall sie nach einer Stunde aufhob. Will fiel auf, dass Everard ungewöhnlich ungeduldig wirkte und immer wieder verstohlene Blicke in seine Richtung sandte. Als die Brüder die Kammer verließen, nachdem sie vereinbart hatten, sich nach der Ankunft des Großmeisters erneut zusammenzufinden, fing der Priester ihn auf der Treppe ab.

»Ich muss mit dir sprechen, William.«

»Worüber denn?«

»Nicht hier«, zischelte Everard. »Komm mit in mein Studierzimmer.«

3

Die Zitadelle von Kairo

17. Januar A.D. 1276

Das mächtige Tier stolzierte majestätisch auf und ab; die kräftigen Muskeln spielten unter seinem Fell. Ab und an zog es die Lefzen hoch und entblößte eine Reihe hauerartiger Zähne, dann knurrte es; ein tiefes Grollen, das klang, als käme es aus den tiefsten Tiefen der Erde. Mit seinen schwarz gefleckten, goldenen Augen starrte es die Schaulustigen durch die Gitterstäbe seines Käfigs hindurch an. Diese Augen glühten vor dem verzehrenden Verlangen, sich aus seinem Gefängnis zu befreien und seine Peiniger mit mächtigen Tatzenhieben niederzustrecken.

Von der anderen Seite der großen Halle aus beobachtete Kalawun al-Alfi, der Befehlshaber der syrischen Truppen, den riesigen Löwen. Es war ein herrliches Tier, das nur aus Kraft und unbändiger Wut bestand. Später an diesem Tag würde sein Käfig unter Trompetenfanfaren und Trommelwirbeln vor der Stadtmauer aufgestellt und die Tür geöffnet werden. Sie würden dem Löwen etwas Vorsprung geben, und dann würde die Jagd beginnen. Doch heute handelte es sich um ein einstudiertes Schauspiel. Dem Bräutigam würde das Privileg zufallen, den tödlichen Streich zu führen, was die Erregung, die eine solche Jagd in den Jägern auslöste, merklich dämpfen würde, das wusste Kalawun. Er zog es vor, seine Beute aufzuspüren, sie zu verfolgen und dann seine Kräfte mit denen des Tieres zu messen. Dies hier war zu einfach, der Tod des Beutetieres zu würdelos.

Kalawun nippte an seinem süßen Sorbet, während sein Blick

über die in der Halle versammelten königlichen Offiziere, Statthalter und Soldaten schweifte. Ihre Stimmen übertönten die sanften Klänge, die die Musiker in einer Ecke des Raumes ihren Zithern und Harfen entlockten. Dann musterte er seine beiden Söhne as-Salih Ali und al-Aschraf Khalil, die ihm seine zweite Frau geboren hatte. Beide waren dunkelhaarig wie er selbst und hatten seine kräftigen, ebenmäßigen Züge geerbt. Khalil, mit seinen zwölf Jahren sein jüngstes Kind, zupfte an dem steifen Kragen des blauen Umhangs herum, in den die Diener ihn an diesem Morgen mit sanfter Gewalt gekleidet hatten. Kalawun lächelte, dann wandte er sich ab, weil sein Blick von einer Gruppe jugendlicher gefesselt wurde, die halb von den schwarzen und weißen Marmorfeilern verdeckt wurde, die die Halle säumten. Einer von ihnen war Baraka Khan, der Erbe des Throns von Ägypten und von heute an sein Schwiegersohn. Neugierig, was die Aufmerksamkeit der Jungen wohl so fesseln mochte, stieg Kalawun die Stufen des Podestes hinter ihm empor, auf dem der Thron des Sultans stand. Seine Lehnen waren wie goldene Löwen geformt.

Die Jungen umringten einen Sklaven, der mit dem Rücken zur Wand stand. Er war etwas älter als sie, vielleicht sechzehn Jahre, hatte den Kopf von der Gruppe abgewandt und hielt den Blick auf irgendeinen Punkt in der Ferne gerichtet. Sein Gesicht war zu einer undurchdringlichen Maske erstarrt, und nur seine unnatürlich steife Haltung verriet, dass er Qualen litt. Baraka sprach aufgeregt auf seine Kameraden ein. Ein breites Grinsen lag auf seinem von schwarzen Locken umrahmten Gesicht. Kalawun runzelte die Stirn und verrenkte sich den Hals, um über die Köpfe der Menge hinwegspähen zu können.

Ein in einen gelben Umhang gehüllter Kommandant eines der Mameluckenregimenter hob grüßend eine Hand. »Die Zeremonie war sehr schön, Amir. Du musst mit der Ausrichtung der Hochzeit deiner Tochter überaus zufrieden sein.«

Kalawun nickte geistesabwesend. »Das wäre wohl jeder Vater an meiner Stelle, Amir Mahmud.«

Mahmud baute sich vor ihm auf. »Aber nun, wo die Feierlichkeiten vorüber sind, sollten wir vielleicht über unsere Pläne und Strategien für das nächste Jahr sprechen. Hast du schon mit dem Sultan geredet? Konntest du in Erfahrung bringen, was für Absichten er hegt?«

Das raubvogelhaft glitzern in den Augen des jungen Kommandanten entging Kalawun nicht. »Nein, Mahmud. In der letzten Zeit«, er deutete mit einer Hand durch den Raum, »sind meine Gedanken um andere Dinge gekreist.«

»Ich verstehe.« Mahmud berührte mit falschem Verständnis sein Herz. »Aber jetzt liegt das ja alles hinter dir, und da dachte ich, wir könnten den Sultan um eine Audienz bitten. Es wäre an der Zeit, einen Kriegsrat einzuberufen und ...«

»Entschuldige mich.« Kalawun trat von dem Podest hinunter und drängte sich an Mahmud vorbei, der ihm finster hinterherstarrte. Zwei Jungen hatten sich aus der Gruppe um Baraka gelöst. Durch die so entstandene Lücke hatte Kalawun gesehen, wie Baraka die Tunika des Sklaven gepackt, sie hochgehoben und die Kastrationsnarbe des Jungen entblößt hatte. Ein paar der Jugendlichen stimmten in Barakas Hohngelächter mit ein, der Rest betrachtete die Verstümmelung teils angewidert, teils fasziniert. Der Sklave schloss die Augen.

Für Männer wie Kalawun hatten die Begriffe Sklave und Sklavenkrieger eine besondere Bedeutung. Vor vielen Jahren war er wie viele andere Mamelucken, Baybars eingeschlossen, nach der Invasion der Mongolen in dem türkischen Gebiet rund um das Schwarze Meer von Sklavenhändlern gefangen genommen worden. Sie wurden auf Märkten an Soldaten der ägyptischen Armee verkauft, zu Tausenden als Gefangene nach Kairo gebracht, dort zu guten Muslimen erzogen und zu einer Elitetruppe für die ayubidischen Sultane Ägyptens ausgebildet. Die Ayubiden-dynastie war vor achtundzwanzig Jahren zu Ende gegangen, als sich die Sklavenkrieger gegen ihre Herren erhoben und die Herrschaft über Ägypten an sich gerissen hatten.

Die jüngeren Jungen erinnerten sich im Soldatenlager noch



Robyn Young

Die Blutritter

Historischer Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 768 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38402-0

Blanvalet

Erscheinungstermin: November 2014

Die packende Fortsetzung der großen Templer-Trilogie!

Akkon, 1274: Der junge Tempelritter Will Campbell wurde ausgebildet, um im Heiligen Land in die Schlacht zu ziehen. Doch als Mitglied der »Bruderschaft«, einer geheimen Gruppe innerhalb des Ordens, ist er auch ein Mann des Friedens. Ein mühsam errungener Waffenstillstand droht bereits wieder gebrochen zu werden, führt die Gier nach Macht, Reichtum und Einfluss doch auf beiden Seiten zu gefährlichen Intrigen. Als neue Kämpfe sich abzeichnen beginnen, steht Will zwischen seinem Eid als Templer, seiner verborgenen Rolle in der Bruderschaft – und seinen Gefühlen für Elwen, der Frau, die er liebt ...

 [Der Titel im Katalog](#)